

Annemarie Bauer

Mein Auftrag, meine Lehr-Erfahrungen, meine Rollen und weitere Überlegungen in dem Master-Studiengang Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld und ein Versuch einer vorsichtigen Hommage!

Der Master-Studiengang an der Uni Bielefeld startete im Jahr 2012, endete im Herbst 2025 und wird seit 2024 an der Fliedner-Fachhochschule fortgesetzt. Von Anfang an war ich als Professorin in der Lehre beteiligt und habe die Jahre und Semester an der Uni Bielefeld sehr geschätzt.

Meine berufliche Biographie ist neben anderen wichtigen Etappen auch geprägt von Hochschullehre und Supervision: begonnen hat meine Lehrtätigkeit als wissenschaftliche Assistentin an einem Erziehungswissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg. Eine der wichtigen Begegnungen dieser Assistenzzeit war auch eine Studierende, Katharina Gröning, die bereits Berufserfahrungen im pädagogischen Bereich mitbrachte und sehr schnell sichtbar wurde: durch mehr Erfahrung, mehr Reflektion, mehr Kritik, mehr Wissensdurst...

Wir lernten uns kennen (und schätzen) unter anderem in einem Lehrforschungsprojekt unter Anwendung quantitativer empirischer Methoden – einem Fragebogen – zu der Situation von „Hochschulfrauen: die Regel der Ausnahme“. Die langen Debatten, ob man in der Frauenforschung nicht nur mit qualitativen Methoden arbeiten solle/dürfe, führten dann doch zur quantitativen Methode und (trotzdem?) guten Ergebnissen, u.a. wie eindeutig sich „das soziale Kapital“ in der Berufsentwicklung und -erwartung auswirkt: ein erster Verweis auf einen Bestandteil des viel späteren Masters: Bourdieu!

Da Assistenzzeiten mit einer begrenzten Zeit ausgestattet sind, war klar, dass ich mir neben der Promotion und der Lehrerfahrung noch einiges dazu erwerben müsste, um weiterhin interessant und qualitativ anspruchsvoll berufstätig sein zu können: Ich entschied mich für die Gruppenanalytische Ausbildung in München, eine systemische Ausbildung in Heidelberg und eine supervisorische Ausbildung im Anschluss an beide. Ich wurde natürlich von beiden Seiten auf die „Widersprüche“ zwischen „psychoanalytisch“ und „systemisch“ hingewiesen, eigentlich mehr auf Unvereinbarkeit, letztendlich auf das Richtige = „Heilige“ und auf das Falsche = „Unberührbare“: Damals war das noch sehr eng, heute ist es ein wenig offener, aber „Schulenzugehörigkeit“ ist immer noch mit „Treue“ und „Identifikation“ verbunden – man könnte es auch mit „Einseitigkeit“ und heimlichen Grandiositätsanspruch konnotieren.

Mich brachte meine Auswahl mit unterschiedlichen Theorien und Kulturen in lernenden Kontakt, mit unterschiedlichen Menschen und KollegInnen und mit äußerst anregenden Begegnungen in Arbeitsgruppen und Diskussionsforen.

Besonders faszinierend fand ich zwei Stränge, die mich bis heute immer noch interessieren und faszinieren: das psychoanalytische Denken in Bezug auf einzelne Menschen und ihre Biografien, Familien, Gruppen und Systeme, Gesellschaften... und das soziologische Denken mit anderen Fragestellungen, bezogen auf die gleichen Gruppen.

In dieser Matrix von Psychoanalyse und Soziologie (in Auswahl) und in dem Netz von Therapie/Beratung und Supervision/Psychoanalyse der Organisationen wollte ich lernen, mich zu bewegen.

Katharina Gröning und ich hatten nicht nur eine Freundschaft, sondern auch eine fruchtbare Kollegialität und gaben im Jahr 1995 unser erstes Buch über Organisationodynamiken heraus (genannt „die schwarze Bibel“), erschienen bei edition diskord, mit dem wir uns auch an unterschiedlichen Orten und unterschiedlichen Hochschulen um Professuren bewarben. Mein Hochschulort wurde Darmstadt, den ich sehr schätzte und auch zu meiner Weiterentwicklung nutzen konnte – bis Katharina Gröning mich dann Jahre später einlud, an dem Masterstudiengang an der Universität Bielefeld, den sie konzipiert und installiert hatte, mitzuarbeiten, ebenso wie Elisabeth Rohr, die ich bereits kannte (Gruppenanalyse), und mich aber auch freundschaftlich/kollegial verbinden konnte. So kreuzten sich unsere (KG und AB) Wege wieder und wieder in einer intensiven Zusammenarbeit.

Das Konzept dieses Studiengangs war von Anfang an passend für meine Matrix: Psychoanalyse und Soziologie (Rollen, Habitus...) miteinander zu kreuzen und die unterschiedlichen Fragestellungen und Anwendungsbereiche miteinander in Bezug zu setzen.

Das für mich Beeindruckende an diesem Studiengang ist die Vielfalt der zugelassenen Theorien: eine nicht selbstverständliche Konzeption, werden doch solche Ausbildungen oft konzipiert an der ausschließlichen oder fast ausschließlichen Lieblingstheorie entlang. Das ist bei psychoanalytisch orientierten genauso wie bei systemisch orientierten Studiengängen: man vertritt oft die Einzigartigkeit einer Theorie und Methoden, – dafür gibt es sehr unterschiedliche Begründungen und Motivationen –, was aber oft der Vielfalt der Praxis und des Denkens nicht gerecht wird. Man kann das als Eklektizismus bezeichnen, man kann es aber auch bescheidener erklären, dass komplexe Phänomene, wie zum Beispiel Gruppendynamik und Organisationsdynamik nicht alleine auf einer Folie betrachtet und interpretiert werden dürfen.

Meine Rolle in dem Studiengang war vorwiegend der Theorie-Praxis-Transfer, eine Aufgabe, die mir und meinem Interesse im Umgang mit komplexen, durchaus auch schwierigen Praxissituation entgegenkommt.

Ich arbeite viel im klinischen Bereich, vor allem, nicht nur, aber auch in psychiatrischen Kontexten: da sind in der Regel immer mindestens zwei Berufsgruppen mindestens vertreten, die ihre unterschiedlichen Blicke auf Patientinnen, Krankheiten, Inszenierungen, Teamdynamiken, Konflikte...miteinander in Bezug setzen müssen/sollten, um eine oft desaströse Situation des Patienten/der Patientin – und dann noch den dahinter stehenden Systemen: Familie, Schule, Kultur, Religion... – angemessene Behandlung zu gewährleisten.

Eindimensionale Erklärungsansätze für hochkomplexe Krankheitsentstehungen, Handlungsmuster und Handlungseinschränkungen greifen immer zu kurz: ein gutes Team liefert eine gute Vielfalt, wobei dann wieder ausgehandelt werden muss, wie man mit dieser Vielfalt umgeht und ein Konzept daraus entwickelt. Berufsgruppen in klinischen Teams haben eine faktische Hierarchie, aber auch eine Zuschreibungshierarchie, manchmal auch eine „Ermächtigungshierarchie“, die nicht zu leugnen ist, die aber in einer Supervision miteinander angeschaut werden müsste. Wer als psychiatrische Oberärztin oder Assistentenarzt leugnet, dass erfahrene Psychiatriseschwester und -pfleger mehr Erfahrung und

mehr Erlebtes kennen, auf die er/sie noch nicht zurückgreifen kann, merkt sehr schnell, dass er/sie die eigene Akzeptanz untergräbt.

In dem Studiengang habe ich viel Zeit mit Studierenden bekommen, die eigene Praxis, also geleitete Szenen der geleiteten Supervision reflektierbar und verstehbar zu machen.

Entgegnung klassisch psychoanalytischen „Vorschriften“ und Regeln kann man meiner Meinung nach sehr wohl mit Methoden arbeiten, um verborgene, kaschierte, unterdrückte, abgewehrte... Inhalte hervorzuholen: da ist manchmal eine Inszenierung ertragreicher als die freie Assoziation in der Gruppe, auch wenn diese hochkonzentriert geschieht.

Ich arbeite sehr gerne mit Aufstellungen (nicht mit Rollenspielen, die oft einen weniger analysierenden denn trainierende Charakter haben), um komplexe Situationen in Einzelteile zu zerlegen und verstehbar zu machen. Diese Einzelteile sind abhängig von der Erzählung: sie können unterschiedliche Eigenschaften einer Person sein, sie können das familiäre Umfeld thematisieren, sie können die realen Behandler eines Teams darstellen, es können aber auch aufscheinende Affekte der erzählenden Person (Wortwahl, Gesichtsausdruck etc.) sein: daraus kann man mögliche (!) Hypothesen bilden, die man dann mit denselben Personen, die dann aus ihren Rollen heraustreten, auswertet, analysiert und die entstandene Gesamtinszenierung reflektiert. Die dann folgenden Schritte sind mögliche Handlungsableitungen, die auch wieder in dem Team diskutiert werden können und der Falleinbringerin zu Verfügung gestellt werden.

Auf einer psychiatrischen Modellstation, einer Adoleszentenstation, deren MitarbeiterInnen sehr interessiert waren, die Ego State Therapie kennenzulernen, haben wir in einer Fallbesprechung die verschiedenen Bestandteile einer jugendlichen Persönlichkeit benannt und personifiziert.

Das Spannende an dieser Aufstellungsarbeit ist, dass es kein Richtig oder Falsch gibt, natürlich kann es Ideen geben, die weiter weg liegen als andere und doch wichtig sind. Bedeutsam ist eine kritikfreie und ermutigende Atmosphäre, in der die erzählenden Person einen wichtigen Teil übernimmt, dann zurücktritt und sich erst später wieder beteiligt. Damit wird das Erleben der einbringenden Person durch die KollegInnen gespiegelt und sie bekommt über deren Aussagen Erklärungen angeboten, die sie mit ihrer Erzählung in

der Gruppe ausgelöst hat. In der Regel führt seine solche Arbeit zu Verstehensprozessen und nicht zu Kritikprozessen.

Dennoch ist auch hier Vorsicht und Behutsamkeit wichtig: Ein Mädchen auf dieser Station war durch sehr unterschiedliche und wenig konsistente Gefühlszustände irritierend: Das kann man gut und schnell psychiatrisch diagnostizieren und dann die Akte ablegen - aber man kann auch erst einmal die Vielfalt aufzeigen und die Einzelteile der Vielfalt miteinander ins Gespräch bringen: „Wie passt die Ruppigkeit des Mädchens zu ihrer Anhänglichkeit, wie ihre Frechheit zu ihren Panikattacken?“ Und daraus: „Was wäre eine therapeutische, was eine pädagogische Handlung?“ Das hilft die oft schnelle Festlegung auf eine etikettierende Diagnose zu verhindern und eröffnet „Verstehen“ über Rückfragen und Suchprozesse, oft anschließend gemeinsam mit dem Mädchen.

Übrigens: man kann auch Organisationen psychoanalytisch bearbeiten und sogar aufstellen, mit anderen als den üblichen strukturellen Variablen „der Chef“ oder „Frau X“: z.B. die verborgene Geschichte, Tratsch, Machtkulturen, Konfliktlösungs- und Konfliktmeidungsmuster, unter den Teppich gekehrte Themen mit Stolpereinladungen, ...und vieles mehr. Man kann auch Organisationen mit der Balintmethode analysieren, den Fokus auf die Organisation richten und „frei assoziieren“!

Versucht das „Unmögliche“ – es ist immer ergiebig – und: es könnte weiterführen!



Bauer, Annemarie

Prof. Dr.; Gruppenanalytikerin und Supervisorin; bis 2010 Professorin an einer Hochschule mit dem Schwerpunkt: Psychoanalyse und Soziale Arbeit; Arbeit in eigener Praxis in Heidelberg.

Kontakt: kontakt@conseil-de.com

Homepage: www.conseil-de.com